BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Weitere Titel des Autors:

BALZANO/BYRNE-REIHE:
Crucifix
Mefisto
Septagon
Lunatic
Echo des Blutes
Der Teufel in dir
Der Abgrund des Bösen
Tanz der Toten
Mord am Heiligen Abend

Im Netz des Teufels

Titel auch als Hörbuch erhältlich

Über den Autor

Richard Montanari, geboren in Cleveland, Ohio, studierte Englische Literatur und lebte eine Zeit lang in London, wo er sich unter anderem als Verkäufer und Handelsvertreter durchschlug. Danach kehrte er in die USA zurück, um für die Baufirma seines Vaters zu arbeiten. Nebenbei schrieb er für verschiedene Zeitungen, bis er sich an seinen ersten Thriller wagte. Inzwischen erscheinen seine Bücher in mehr als 25 Ländern. Montanari lebt jetzt wieder in Cleveland, Ohio.

Richard Montanari

Shutter Man

Der Tod kennt dein Gesicht

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch
von Jan F. Wielpütz

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17565

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
www.fsc.org

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © Richard Montanari 2015
Published by Arrangement with Richard Montanari
Titel der englischen Originalausgabe: »Shutter Man«
Originalverlag: Sphere, an imprint of Little, Brown Book Group, London

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Wolfgang Neuhaus, Oberhausen
Titelillustration: © Plainpicture/Mohamad Itani; © www.buerosued.de
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Minion
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
ISBN 978-3-404-17565-9

1 3 5 7 6 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Dominic und Mary

Denn es kommt, das Menschenkind,
Kommt zu Wassern, Wildnis, Wind
Mit einer Fee an seiner Hand
Aus einer Welt so voller Tränen,
dass es sie nie verstand.

William Butler Yeats

Wer bist du?
Ich bin Billy, der Wolf
Warum hat Gott gemacht, dass du die Gesichter der Menschen nicht mehr erkennen kannst?
Damit ich ihre Seelen sehe.

Philadelphia, 2015

Als der schwarze SUV zum zweiten Mal am Haus der Rousseaus vorbeifuhr, einem gepflegten Bau im Kolonialstil im Stadtteil Melrose Park, legte Laura Rousseau gerade letzte Hand an die Lammkeule. Ihr Mann Angelo feierte heute seinen vierzigsten Geburtstag. Obwohl er kein großes Aufheben um diesen Tag machen wollte, hatte er Laura seit Wochen vom Lammbraten seiner Mutter vorgeschwärmt. Angelo Rousseau hatte viele Begabungen. Feingefühl gehörte nicht dazu.

Laura hatte in der Küche gerade den frischen Rosmarin klein geschnitten, als sie hörte, wie die Haustür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Schritte näherten sich durch den Flur. Es war ihr Sohn Mark, siebzehn Jahre alt, Schulsprecher und Kapitän der Leichtathletikmannschaft. Trotz seiner Größe und seines kräftigen Körperbaus bewegte sich der Junge mit der Leichtigkeit eines Tänzers. Er hatte gute Chancen, bei den nächsten US-Meisterschaften im Tausendfünfhundertmeterlauf anzutreten.

Mark betrat die Küche, als Laura den Lammbraten in den Ofen schob und die Garzeit einstellte.

»Wie war das Training?«, fragte sie.

»Gut.« Mark nahm eine Packung Orangensaft aus dem Kühlschrank und setzte zum Trinken an, als er den missbilligenden Blick seiner Mutter bemerkte. Er lächelte, holte ein Glas aus dem Schrank und goss den Saft ein. »Ich habe heute meine Rundenzeit um eine Sekunde verbessert.«

»Mein schneller Junge«, meinte Laura. »Wie kommt es, dass du trotzdem einen Monat brauchst, um dein Zimmer aufzuräumen?«

»Keine Cheerleader.«

Laura lachte. »Sieh doch mal im Kühlschrank nach, ob noch Eier da sind. Ich brauche welche für die Apfeltaschen. Bitte sag mir, dass wir noch welche haben.«

Mark durchforstete den Kühlschrank, schob Plastikdosen, Milchpackungen und Joghurtbecher beiseite. »Nee«, sagte er. »Null Eier.«

»Tja.« Laura seufzte. »Keine Eier, keine Apfeltaschen. Aber sie sind nun mal die Lieblingsspeise deines Vaters.«

»Kein Problem, ich gehe schnell welche holen.«

Laura sah auf die Uhr. »Lass gut sein. Ich bin heute noch gar nicht rausgekommen. Ein bisschen Bewegung wird mir guttun.«

»Nicht, dass du sie nötig hättest.«

»Was?«

Mark grinste. »Meine Freunde sagen, ich hätte die heißeste Mom der Stadt.«

»Das meinen die doch nicht im Ernst?«

»Carl Fiore sagt, du siehst aus wie Téa Leoni aus *California Clan*.«

»Carl Fiore braucht eine Brille.«

»Trotzdem hat er recht.«

»Hör mal, wenn es dir wirklich nichts ausmacht, noch mal zum Supermarkt zu gehen …«

Mark lächelte und deutete auf die Digitaluhr des Küchenherds. »Stopp die Zeit.«

*

Fünfundvierzig Minuten später trat Laura aus der Dusche und betrachtete sich im Badezimmerspiegel, der vom Wasserdampf beschlagen war. Das Spiegelbild war verschwommen und verwischte die vielen kleinen Unzulänglichkeiten ihrer Haut.

Vielleicht hat Carl Fiore doch recht, ging es ihr durch den Kopf. *Vielleicht bin ich die heißeste Mom der ganzen Stadt.*

Nachdem sie sich abgetrocknet und ihr Haar geföhnt hatte, war der Spiegel wieder klar, und die echte Laura Rousseau, die selbst bald vierzig wurde, war zurück.

Sie legte den Föhn in den Badezimmerschrank, als ihr mit einem Mal auffiel, wie still es war. Normalerweise war das Haus abends um diese Zeit voller Leben: Mark hörte in seinem Zimmer Musik oder spielte am Computer, und Angelo schaute sich im Arbeitszimmer eine Sportsendung an.

Eigenartig.

Laura trat hinaus auf den Flur. »Liebling?«

Stille. Eine schale, beunruhigende Stille.

Sie ging zur Treppe, stieg langsam hinunter – und blieb abrupt stehen.

Der Schreck fuhr ihr durch alle Glieder. Unter ihr, in dem Teil des Erdgeschosses, den man von hier oben sehen konnte, standen zwei Männer und schauten zu ihr hinauf. Für Freunde von Mark waren sie zu alt, für Kollegen oder Kunden von Angelo zu grobschlächtig. Laura kannte sie auch nicht aus der Nachbarschaft. Beide mussten in den Dreißigern sein. Der eine hatte einen Bürstenhaarschnitt, der andere trug das Haar schulterlang.

Hier stimmte etwas nicht. Ganz und gar nicht.

»Laura Rousseau«, sagte der mit dem Bürstenhaarschnitt. Es war eine Feststellung, keine Frage. Der Fremde kannte sie.

»Ja«, rutschte es Laura heraus.

Der Mann mit den langen Haaren schaltete das Licht in der Diele ein. Laura sah, dass im Hosenbund seiner Jeans eine Waffe steckte. Der andere Mann hielt jetzt ein Rasiermesser in der Hand.

»Ihre Familie wartet im Wohnzimmer auf Sie«, sagte der Langhaarige.

Sie traten zur Seite, als Laura das letzte Stück der Treppe hinunterrannte und ins Wohnzimmer stürmte.

Geradewegs in die Hölle.

Ihr Mann und ihr Sohn saßen schlaff und vornübergebeugt auf den Esstischstühlen in der Zimmermitte, Füße und Hände mit Isolierband gefesselt, Augen und Münder zugeklebt.

Der Boden zu ihren Füßen war in Blut getränkt.

Laura bemerkte, wie kräftige Hände sie auf einen Stuhl zwangen, während sich die Welt um sie herum in rasendem Wirbel drehte.

»Was … haben Sie … getan«, brachte sie erstickt hervor. Die Worte klangen leise und dumpf in Lauras Ohren, wie aus weiter Ferne.

Der Langhaarige kniete sich vor sie. »Erkennen Sie mich?«

Angst und Grauen explodierten in Lauras Innerem, schienen ihren Verstand in tausend Stücke zu reißen. Sie zitterte am ganzen Körper. Übelkeit würgte in ihrer Kehle.

Das ist kein Albtraum, schoss es ihr durch den Kopf. Ihr wurde übel. *O Gott, das passiert wirklich!*

Der Langhaarige zog ein Foto aus der Tasche, hielt es neben Lauras Gesicht. In diesem Moment sah sie irgendeine Regung in seinen kalten blauen Augen. Abscheu? Auf jeden Fall zögerte der Mann einen Moment.

»Zieh das hier an«, befahl sein stoppelhaariger Kumpan.

Wie in Trance drehte Laura sich zu ihm herum und sah, dass er eine ihrer Blusen in der Hand hielt, die mit dem Was-

serfallausschnitt. Nachdem Laura sie angezogen hatte, betrachtete der Langhaarige erneut das Foto. Diesmal nickte er, stand auf, ging langsam um Laura herum. Dann fesselte er sie mit Isolierband an den Stuhl. Als er fertig war, legte er ihr die Hände auf die Schultern.

»*Ich traf einen Fremden am gestrigen Tag*«, sagte er. »*Ich gab ihm zu essen. Gab ihm zu trinken. Und spielte Musik für ihn.*«

Durch einen Schleier aus Tränen warf Laura einen Blick auf ihren toten Sohn. *Mark, oh Mark …* In ihrer Vorstellung war er mit einem Mal wieder der kleine Knirps, der seine ersten Schritte in diesem Zimmer wagte und sich mit einer kleinen Hand am Sofa abstützte.

»*Im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit segnete er mich und meine Familie …*«

Laura betrachtete ihren toten Ehemann, Angelo David Rousseau, die Liebe ihres Lebens, ihr Fels in der Brandung. Den Heiratsantrag hatte er ihr an seinem Geburtstag gemacht, auf den Tag genau vor neunzehn Jahren. *Du bist das einzige Geburtstagsgeschenk, das ich haben will*, hatte er gesagt.

»*Und die Lerche sprach mit einem Trillern: Oft, oft, oft, wandelt Christus in fremder Gestalt.*«

Der Mann nahm die Hände von Lauras Schultern und trat vor sie hin.

»*Oh, so oft, so oft, so oft wandelt Christus in fremder Gestalt.*«

In der Stille war ein metallisches Klicken zu hören, als der Mann seine Waffe durchlud. Er drückte die Mündung auf Lauras Herz.

Erkennen Sie mich?

In der letzten Sekunde ihres Lebens erinnerte sich Laura Rousseau tatsächlich, wo sie das Gesicht des Mannes schon einmal gesehen hatte.

In ihren Albträumen.

ERSTER TEIL

Devil's Pocket

1

Philadelphia, 2. Juli 1976

Der Mann im zerknitterten weißen Anzug schleppte sich wie ein verwundetes Tier über den Platz, die losen Schuhsohlen mit schwarzem Isolierband umwickelt, die Hose auf halbmast. Er trug eine Brille aus dunklem Drahtgestell.

Sein Name war Desmond Farren.

Obwohl der Mann noch keine vierzig war, hatte sein Haar bereits eine schmutziggraue Färbung angenommen. Er trug es lang und mit beinahe geometrischer Genauigkeit zu einem Mittelscheitel gekämmt. Auf der rechten Seite seines Kopfes, dicht über dem Ohr, war ein kleiner runder, nahezu perfekter Fleck aus schlohweißem Haar.

Desmond Farren setzte sich auf die Bank vor dem Schuhgeschäft. Seine strichmännchenhafte Silhouette verblasste vor den bunten Plakaten, die hinter ihm im Schaufenster hingen: *50 % Rabatt auf ausgewählte Artikel. Strandsandalen – ein Paar bezahlen, das zweite gratis!*

Von irgendwoher erklang aus einem Radio Elton Johns »Philadelphia Freedom« – ein Song, der in der Stadt der brüderlichen Liebe zu einer Art Hymne geworden war.

Auch hier, in Devil's Pocket.

Auf einer anderen Bank, dem Mann im schmuddeligen weißen Anzug genau gegenüber, saßen vier Jungen und genossen die ersten Tage der Sommerferien. Sie alle waren noch keine vierzehn; keiner von ihnen hatte bereits die Körpergröße, die er als erwachsener Mann erreichen würde.

Für Jimmy Doyle, Ronan Kittredge, Dave Carmody und Kevin Byrne war Devil's Pocket ihr Revier.

Die Jungen beobachteten, wie Desmond Farren ein schmutziges, verrotztes Taschentuch hervorzog, mit dem er sich zuerst die Nase putzte und dann den Nacken abwischte, ehe er es wieder in der Hosentasche verschwinden ließ.

Jimmy legte die Hand auf Ronans Schulter und wies mit dem Daumen auf Farren. »Dein Schwulifreund ist heute ja gar nicht im Büro.«

»Sehr witzig, ha-ha-ha«, sagte Ronan. »Guck dir an, was er da macht. Ist das nicht der Slip von deiner Schwester, in den der Typ gerade rotzt?«

Die Jungen lachten, schenkten dem Mann im weißen Anzug aber keine weitere Beachtung.

Doch Jahre später würden sie sich an diesen unschuldigen Augenblick im Hochsommer erinnern – als schicksalhaften Wendepunkt.

Denn von diesem Tag an war ihr sorgloses Leben für immer vorbei.

*

Folgt man dem Schuylkill River von seiner Mündung in den Delaware in nördlicher Richtung, gelangt man in einen kleinen Stadtteil Philadelphias, der im Schatten der South Street Bridge liegt. Hier drängen sich die Behausungen von ungefähr siebzig Familien am Ostufer des Flusses – eine Ansammlung verwitterter Holzreihenhäuser, asphaltierter Spielplätze, kleiner Krämerläden und Gebäuden aus dunkelrotem Backstein, so alt wie die Stadt selbst. Das Viertel trägt den Namen Devil's Pocket.

An schwülen Julitagen, wenn die Sonne die Farbe von den

Fassaden der Holzhäuser brannte und die Hitze vom rostigen Blech der Autos aufstieg, die auf dem kochenden Asphalt der Christian Street standen, kleideten sich die Frauen von Devil's Pocket in trägerlose Sommerkleider aus Baumwolle und schoben spitzenbesetzte Stofftaschentücher unter die Träger ihres Büstenhalters. Die Männer trugen weiße T-Shirts und Arbeitshosen, in deren engen Taschen sich Zigarettenschachteln abzeichneten, und ihre Springerstiefel und die Hosenaufschläge waren mit dem Staub der Ziegelei bedeckt.

Die Kneipen, von denen es hier in jedem Straßenzug ein halbes Dutzend gab, schenkten gutes Bier und irischen Whiskey aus, und das ganze Jahr über, nicht nur während der Fastenzeit, gab es freitags Fish Fry – panierten oder frittierten Fisch mit Pommes frites. An Sonntagen fanden Potluck Dinners statt, mehrgängige Büfetts, zu denen jeder Teilnehmer irgendeine Speise mitbrachte.

Einer vorherrschenden Theorie zufolge hatte Devil's Pocket seinen Namen in den 1930er-Jahren von einem Gemeindepfarrer erhalten, der gesagt hatte: »Die Kinder in diesem Stadtteil sind so schlimm, die stehlen selbst dem Teufel das Kleingeld aus der Tasche.«

*

»Schaut mal, wer da ist.« Kevin Byrne wies zur Straßenecke.

Die anderen Jungen drehten sich gleichzeitig um. An der Ecke, nur wenige Schritte von ihnen entfernt, stand Catriona Daugherty.

Catriona war das einzige Kind einer alleinerziehenden Mutter, die als Pflegerin im Veteranenheim der Navy arbeitete. »Catie«, wie sie auch genannt wurde, war elf Jahre alt, ein hübsches Mädchen mit saphirblauen Augen und hellblondem

Haar, das sie immer sorgfältig zusammenband. Meist hielt sie eine Blume in der Hand, und sei es nur ein Löwenzahn vom Straßenrand.

Catriona, munkelte man, sei ein bisschen schwer von Begriff. In Devil's Pocket allerdings sagte das niemand; dort wusste jeder, wie gefährlich eine solche Äußerung sein konnte, vor allem, wenn Jimmy Doyle in der Nähe war. Außerdem war Catriona Daugherty ein ganz normales Mädchen, zwar still und in sich gekehrt, aber keineswegs begriffsstutzig.

»Hey, Catie!«, rief Jimmy.

Catriona warf ihm einen verstohlenen Blick zu und errötete. Die Jungen kicherten. Sie alle wussten, dass Catriona in Jimmy verschossen war. Allerdings war sie erst in der sechsten Klasse, was Jimmy eher zu ihrem Beschützer machte, nicht zu ihrem Liebhaber. Vielleicht würde sich das eines Tages ändern, aber das lag in ferner Zukunft, wenn überhaupt. Nach den Maßstäben der Jungen war Catie ein kleines Mädchen. Jeder wollte sie beschützen, aber Jimmy war ihr auserwählter Ritter.

»Hi«, erwiderte Catriona leise.

Jimmy stand von der Bank auf und ging zu ihr. Catriona wich einen Schritt zurück und stolperte dabei über die Bordsteinkante. Rasch packte Jimmy ihren Arm und zog sie zurück auf den Bürgersteig.

»Was machste denn so?«, fragte er.

Catriona holte tief Luft. »Ein Eis kaufen?«

Ihre Großmutter stammte aus Irland, und Catriona verbrachte im Sommer die meiste Zeit bei ihr, weshalb sie sich den seltsamen irischen Zungenschlag angewöhnt hatte, der jede Aussage wie eine Frage klingen ließ.

»Haste 'ne Lieblingssorte?«, wollte Jimmy wissen.

Sie errötete abermals. »Erdbeere?«

»Hey! Ich auch!« Jimmy griff in die Hosentasche und zog eine Rolle Geldscheine hervor, alles Ein-Dollar-Noten, nur der äußere Schein war ein Zehner. »Haste genug für ’n Eis?«

Catriona schaute zu dem Laden, vor dem sie stand. »Mom kauft mir eins?«

In diesem Moment sah Kevin Byrne, der größte der vier Freunde, wie jemand aus dem Gemüseladen kam und zielstrebig auf sie zuhielt. Es war Mrs. Daugherty, Catrionas Mom. Sie war jünger als die Mütter der anderen Schulkinder in Devil’s Pocket, was vielleicht der Grund dafür war, dass sie sich jugendlich kleidete, beinahe so wie die jungen Mädchen, die den vier Jungs immer heftiger den Kopf verdrehten. Und Mrs. Daugherty war stets für einen Scherz zu haben.

»Hallo, Jimmy Doyle«, sagte sie.

Jimmy ließ blitzartig die Geldrolle verschwinden und erwiderte den Gruß.

»Ihr Jungs macht doch keine Scherereien?«, fragte Mrs. Daugherty.

»Doch, klar, sonst wär’s ja langweilig«, antwortete Jimmy grinsend.

»Zwing mich nicht, deine Mutter anzurufen, Mr. Doyle. Da kenne ich nichts, das weißt du!«

Jimmy hielt beide Hände hoch, die Handflächen nach außen. »Schon okay. Ich bin artig. Großes Ehrenwort.«

»Na klar. Und ich bin Miss America.« Mrs. Daugherty lächelte, hob mahnend den Zeigefinger und drückte ihrer Tochter das Eis in die Hand.

»Lass es dir schmecken, Catie«, sagte Jimmy.

»Ja, Jimmy?«

Catriona entschwand mit ihrer Mutter die Straße hinunter. Jimmy blickte ihr seufzend hinterher, bis Ronan ihm auf die Schulter tippte. Er wies auf die Einkaufstasche, die Jimmy den

ganzen Morgen mit sich herumgetragen hatte. »Sind sie da drin?«, fragte er. »Hast du sie bekommen?«

»Hast du daran gezweifelt?« Jimmy griff in die Tasche und holte vier nagelneue Walkie-Talkies hervor, die er ein paar Tage zuvor aus einem Radio Shack in der Innenstadt hatte mitgehen lassen.

»Und jetzt?«, fragte Ronan.

»Jetzt«, sagte Jimmy, »besorgen wir uns Batterien, damit wir die Dinger benutzen können.«

*

F&B Variety an der Christian Street war ein altmodischer Krämerladen, den es länger gab, als die Leute sich erinnern konnten – was auch für die drei alten Männer galt, die vor dem Geschäft auf Gartenstühlen saßen und abwechselnd auf das Footballteam der Eagles, das Baseballteam der Phillies und die Basketballer der Sixers schimpften.

Drinnen hatte sich der Laden, von allen kurz F&B genannt, seit dem Tag seiner Eröffnung nicht verändert. Im Angebot waren Lebensmittel, Wasch- und Reinigungszeug und eine kleine Auswahl an Geschenkartikeln und Souvenirs, Freiheitsstatuen aus Plastik zum Beispiel oder Wackelkopffiguren, die entfernte Ähnlichkeit mit Sportstars hatten.

Im hinteren Teil des Ladens standen Regale mit Taschenbüchern und Comics; außerdem gab es dort einen kleinen Gang, der von der Kasse aus nicht einzusehen war und deshalb dem alten Flagg, dem stets miesepetrigen Ladenbesitzer, verborgen blieb. Hier gab es Zubehörartikel, darunter Batterien. Und weil Sommer war – und weil tragbare Radios sich in diesem Jahr wie warme Semmeln verkauften –, hielt das F&B einen großen Vorrat an Batterien parat.

Ronan – so sah der Plan der Jungen vor – würde sich an der Kasse anstellen und einen Dollarschein in Kleingeld wechseln lassen, wenn er an der Reihe war. Kevin sollte währenddessen vor dem Regal mit den Comics herumlungern und sich möglichst verdächtig verhalten, was ihm nicht schwerfallen würde. Er war der größte der vier Jungen und sah am bedrohlichsten aus.

Während Dave die ganze Aktion durch das Schaufenster von draußen überwachte, würde Kevin ein paar Comics vom Regal stoßen und damit die Aufmerksamkeit des alten Flagg für ein paar Sekunden auf sich ziehen.

Der Plan ging auf. Die paar Sekunden Ablenkung waren alles, was Jimmy brauchte. Er war ein Naturtalent.

Nach dem Coup verließen die drei Jungs in aller Seelenruhe den Laden, trafen sich an der Straßenecke mit Dave, der Schmiere gestanden hatte, und gingen gemeinsam zur Catherine Street. Dort angekommen, setzte Dave sich auf die Treppenstufen eines Reihenhauses und öffnete die Batteriefächer der Walkie-Talkies.

In wenigen Minuten würden sie auf Sendung sein.

Doch bevor Jimmy die Batterien aus der Tasche holen konnte, erschien neben ihm ein Schatten auf dem Bürgersteig. Es war der alte Flagg. Er hatte alles beobachtet.

Charles Flagg war Mitte sechzig und ein Widerling erster Güte. Er steckte die Nase gern in anderer Leute Angelegenheiten und hatte nicht einmal davor zurückgeschreckt, eine überflüssige Bürgerwehr zu gründen, nur um noch tiefer im Privatleben der Bewohner von Devil's Pocket schnüffeln zu können. Obendrein war er ein eitler Pfau. Glaubte man den Gerüchten, ging er in der Innenstadt zur Maniküre.

»Mach deine Taschen leer«, forderte er Jimmy auf. »Na los!«

Jimmy trat einen Schritt zurück. Für eine Sekunde sah es

so aus, als wollte er die Flucht ergreifen. Aber genau wie die anderen Jungen hatte er den Streifenwagen des Philadelphia Police Departments gesehen, der an der nächsten Straßenecke parkte. Kein Zweifel, dass der alte Flagg ihn ebenfalls gesehen hatte.

Jimmy blieb keine Wahl. Er griff langsam in die Seiten- und Gesäßtaschen seiner Hose und holte die gestohlenen Neun-Volt-Batterien hervor, die alle noch in der Verpackung steckten. Auf jeder von ihnen klebte eines der kleinen orangefarbenen F&B-Preisetiketten.

Flagg nahm die Batterien an sich.

»Dich kenne ich doch«, sagte er dann zu Jimmy. »Du bist ein Doyle. Ich kenne Tom, deinen Vater.«

Jimmy ballte die Hände zu Fäusten. »Er ist nicht mein Vater!«

Flagg runzelte die Stirn. »Was?«

»Er ist nicht mein Vater. Er hat mich bloß adoptiert.«

Flagg zuckte mit den Schultern, blickte an Dave vorbei und wies mit ausgestrecktem Zeigefinger die Straße hinunter in Richtung einer schmierigen Spelunke, in der sich ein großer Teil des Lebens von Tommy Doyle abspielte, Jimmys Stiefvater, dessen Existenz ein endloser, monotoner Wechsel von Arbeit, Kneipe und Schlafen war.

»Ich kann mir vorstellen, wo ich Tommy finde«, sagte Flagg. »Du bleibst hier, Freundchen, sonst alarmiere ich die Cops da drüben.« Er zeigte auf den Streifenwagen. »Kapiert?«

Jimmy nickte. Was blieb ihm anderes übrig?

Die nächsten drei Minuten verbrachten die Jungen schweigend. Jeder versuchte, sich eine plausible Geschichte einfallen zu lassen, wie sie an die Batterien gekommen waren. Dave, der Klügste von ihnen, hatte sonst immer eine Idee parat, aber heute war auch er ratlos.

Jimmy war geliefert.

Eine Minute später sahen sie, wie Jimmys Stiefvater aus dem schattigen Eingang der Kneipe trat.

Tommy Doyle war eins dreiundachtzig groß, mit breiten Schultern und Händen, so groß wie ein Baseballhandschuh. Mit reichlich Schlagseite überquerte er schwankend die Straße. In der rechten Hand hielt er eine filterlose Lucky Strike, die fast heruntergebrannt war.

Als Doyle die Straßenecke erreichte, wehte der Wind seine Fahne schon aus einigen Metern Entfernung zu den Jungen. Schwankend blieb er stehen und zeigte mit dem Finger auf Jimmy. »Wag es ja nicht, dich zu bewegen«, sagte er mit schwerer Zunge. Dann deutete er der Reihe nach auf die anderen drei Jungen. »Keiner von euch bewegt sich.«

Wenn man ihn morgens nach dem ersten oder zweiten Bier antraf, konnte Tommy Doyle der freundlichste Mensch auf Erden sein. Wie damals, als Kevin Byrnes Mutter mit ihrem Dodge in einer Schneewehe stecken geblieben war und Doyle fast eine Stunde damit verbrachte, den Wagen freizuschaufeln, mit nichts anderem als einem verbogenen Nummernschild, das er im Rinnstein gefunden hatte.

Erwischte man Jimmy Doyle jedoch auf dem falschen Fuß, konnte es ein böses Ende nehmen. Wie etwa für seine Frau, der er mit einem Faustschlag den Kiefer gebrochen hatte, nur weil an einem Teller, den er aus dem Schrank genommen hatte, noch ein kleines bisschen Senf klebte.

Kevin, Ronan und Dave schauten betreten zu Boden, um den Blicken Flaggs und Doyles zu entgehen. Nur Jimmy schaute seinem Stiefvater fest in die Augen.

»Was hast du vorzubringen, Junge?«, fragte Doyle.

Jimmy schwieg. Die Worte schienen starr und unbeweglich in seinem Mund zu stecken.

Doyle hob drohend die Hand. Jimmy zuckte nicht einmal mit der Wimper.

»Ich hab dir eine verdammte Frage gestellt!«, blaffte Doyle.

Jimmy schien durch seinen Stiefvater hindurchzublicken, als wäre der Mann Luft. »Es tut mir leid«, flüsterte er.

Doyles Hand traf Jimmys rechte Gesichtsseite mit der Wucht eines Huftritts. Die Jungen sahen, wie Jimmys Augen nach hinten rollten, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Unsanft prallte er gegen die Hauswand hinter ihm, doch irgendwie gelang es ihm, auf den Füßen zu bleiben.

»Nimm die beschissene Kartoffel aus dem Mund, Junge!«, tobte Doyle. »Wenn du noch mal so nuschelst, schlag ich dich zu Brei, hier, vor aller Augen, ich schwör's bei Gott!«

Jimmys Augen füllten sich mit Tränen. Er schaute zum alten Flagg, holte tief Luft und rief dann so laut, dass jeder in Devil's Pocket es hätte hören können: »Es tut mir leid!«

Doyle wandte sich Flagg zu, griff in die Gesäßtasche und zog sein Portemonnaie heraus.

»Wie viel?«, fragte er.

Flagg schaute ihn verwirrt an; dann starrte er auf die Batterien in seiner Hand. »Dafür?«

»Ja, dafür.«

»Nicht der Rede wert. Ich hab sie ja wieder.«

»Ich habe gefragt, wie viel.«

Flagg zuckte die Schultern und wog die Batterien in der Hand. »Vier Bucks für alle zusammen.«

Doyle zog einen Fünfer aus dem Portemonnaie und reichte ihn dem alten Mann. »Der Rest ist Trinkgeld.«

»Die Firma dankt«, sagte Flagg.

Doyle schnappte sich die Batterien, riss die Verpackungen auf, ging zum Rinnstein und warf die Batterien eine nach der anderen in den Gully.

Mit rotem Gesicht, das Kinn voller Speichel, kam er zurück zu den Jungen und warf die leeren Verpackungen seinem Stiefsohn entgegen.

»Morgen gehst du mit mir zur Arbeit«, sagte er. »Deine Kumpels auch.«

Tommy Doyle arbeitete bei einer Abbruchfirma, verdingte sich an Sommerabenden und Wochenenden aber zusätzlich als Gärtner.

Dave schien widersprechen zu wollen, aber ein Blick Jimmys genügte, um ihm die Lippen zu versiegeln.

Doyle deutete auf Kevin, Dave und Ronan. »Morgen früh, pünktlich um sieben, steht ihr an der Ecke Sechsundzwanzigste und Christian Street. Taucht ihr nicht auf, komme ich euch besuchen. Zu Hause.«

*